

Seldwyla oder Eine ideale Mutter.

Gottfried Kellers »Frau Regel Amrain und ihr Jüngster«

Was wäre das, eine ideale Mutter? Eine ideale Mutter für einen Sohn? Die Phantasie eines Dichters hat uns eine geschenkt. In Gottfried Kellers *Frau Regel Amrain und ihr Jüngster* tritt sie als leibhaftige Gestalt vor uns. Es wird erzählt und dargelegt, wie das Unterfangen einer Erziehung glückt. Dabei nimmt die Darlegung einen bei Keller außergewöhnlichen Raum ein; längere Passagen lesen sich fast wie eine Abhandlung über die Prinzipien rechter Erziehung, bis hin zu solchen Erklärungen:

»Diese ganze Erzieherei kostete indessen kaum so viel Worte, als hier gebraucht wurden, um sie zu schildern, und sie beruhte allerdings mehr im Charakter der Frau Amrain als in einem vorbedachten oder gar angelesenen System. Daher wird ein Teil ihres Verfahrens von Leuten, die nicht ihren Charakter besitzen, nicht befolgt werden können, während ein anderer Teil, z.B. ihr Verhalten mit den Kleidern, mit der Nahrung und mit dem Gelde, von ganz armen Leuten nicht kann angewendet werden.«

So unverhüllt, so unverkleidet, arbeitet Keller sonst nicht, gewöhnlich sind bei ihm Aussagen und Erkenntnisse kunstreich in das Erzählte eingeschmolzen, werden Personen in den Mund gelegt, durch den Gang der Erzählung bedingt, aufgefangen und gebrochen. Aber hier ist ein Engagement für die Sache spürbar, das stellenweise den Erzählrahmen zu sprengen droht und doch auch gerade wieder auf die Erzählung als Bedingung dafür, daß die Sache glückt, verweist. Deutlich, geradeheraus, wird erklärt, daß es zwar um eine richtige, ja, ideale, Erziehung geht, aber daß die im Text erzählte eben nur gelingen konnte, weil die Mutter, die sie durchführte, ideal war, daß es also um eine ideale Mutter geht, die geschildert wird. Und da sie ja leibhaftige Gestalt der Erzählung ist, brauchen wir nur nachzulesen, um herauszufinden, wie Keller sie sich vorstellt, wie also ein Sohn, denn das ist Keller wie jeder andere Autor, sich eine Mutter gewünscht hätte. Was an Biographischem über Keller bekannt ist, soll bei dieser Lektüre keine

Erwähnung finden; es ist – wie könnte es anders sein? – in die Textur eingegangen, bestimmt die besonderen Umstände des Erzählten als Gegenentwurf zum Tatsächlichen. Wie es hätte sein können, wenn seine Mutter gewesen wäre wie Frau Regel Amrain und er wie ihr Lieblingssohn Fritz ... Aber es soll uns hier nicht interessieren, was in Kellers Leben nicht gelungen ist oder nicht gelingen konnte, was ihm vom Schicksal nicht gegeben war, denn eines ist gelungen und uns gegeben, der Text. Wie sich darin, im ganz Besonderen der Umstände, ein Begehren artikuliert und erfüllt, was diese Erzählung bei all ihrer ausdrücklichen erzieherischen Thematik so leuchten läßt und beglückend macht, kurz dem Reizvollen an dieser Erziehungsgeschichte durch eine ideale Mutter ein wenig nachzuspüren, ist die Absicht dieser Lektüre.

Das Wesentliche dieser besonderen Umstände ist bereits im ersten Satz gegeben: »Regula Amrain«, setzt die Erzählung ein, »war die Frau eines *abwesenden Seldwylers*.«¹ Die Frau, die das Mutterideal verkörpern wird, ist die Frau eines Abwesenden, das läßt aufhorchen, und dieser Abwesende ist Seldwyler, also von dieser besonderen Spezies Mensch, von der Keller, als er endlich die mühselige Fertigstellung seines Bildungs- und Erziehungsromans vom *Grünen Heinrich* bewältigt hatte, wie von einem Druck befreit in einem Zug den ersten Novellenzyklus niederschrieb.

Wir erfahren später, daß sie selbst nicht aus Seldwyla stammt, sie hat in das Städtchen eingeheiratet, und nun ist sie, deren Vorname die Regel evoziert, gebunden an einen Abwesenden – zu Seldwyla, das, wie wir aus der Vorrede zu *Die Leute von Seldwyla* wissen, »nach der älteren Sprache einen wonnigen und sonnigen Ort« bedeutet, als dessen »Wahrzeichen und sonderbares Schicksal« Keller hervorhebt, daß »die Gemeinde reich ist und die Bürgerschaft arm, und zwar so, daß *kein Mensch zu Seldwyla etwas hat* und niemand weiß, wovon sie seit Jahrhunderten eigentlich leben. Und sie leben sehr lustig und guter Dinge, halten die Gemütlichkeit für ihre besondere *Kunst* ...«. Sie leben, allerdings nur solange sie jung sind, von einem verzweigten Schuldenwesen, bis sie in einem Alter, »wo die Männer anderer Städtlein etwa anfangen, erst recht in sich zu gehen und zu erstarken« fallieren, »fallen lassen müssen« und von da an ein kümmerliches Leben fristen, allerhand bescheidenen Tätigkeiten nachgehen oder versuchen, sich fern der Heimat durchzuschlagen. Solange die Söhne Seldwylas zu Hause und jung sind, spielen sie vergnügt und großartig die Geschäftsleute (»diese sind es, welche den Ton angeben, die *Stange halten* und die *Herrlichkeit* von Seldwyla darstellen«), bis die Kinderschuhe

1. Die Hervorhebungen in Kursiv im Kellerschen Text sind von mir; J.P.

schließlich durchgelaufen sind und sie das schöne glänzende Spielzeug, mit dem sie prahlerisch herumgefuchelt haben, »fallen lassen müssen« und übergangslos in ein glanzloses Alter geraten. Sie werden an diesem Ort nicht erwachsen, denn er bedeutet ja »in der *älteren Sprache*« nichts anderes als der »wonnige und sonnige Ort« der Kindheit, wo die reiche Muttergemeinde ihre jungen Lieblinge hätschelt und verwöhnt und, ohne wirkliche, ernsthafte Arbeit von ihnen zu verlangen, die Großen spielen läßt, bis sich am Ausgang der Jugend, die eine künstlich-kunstvoll verlängerte Kindheit ist, die Not des Lebens meldet und der verantwortungslosen Herrlichkeit ein Ende macht.

Frau Regula Amrains Mann ist ein exemplarischer Sohn dieser Muttergemeinde. Er hat

»einen großen Steinbruch hinter dem Städtchen besessen und eine Zeitlang ausgebeutet, und zwar auf Seldwyler Art. Das ganze Nest war beinahe aus dem guten Sandstein gebaut, aus welchem der Berg bestand; aber das Schuldenwesen, das auf den Häusern ruhte, hatte von jeher recht eigentlich schon mit den Steinen begonnen, aus denen sie gebaut waren; denn nichts schien den Seldwylern so wohl geeignet als Stoff und Gegenstand eines muntern *Verkehrs* als ein solcher Steinbruch, und derselbe glich einer in Felsen gehauenen römischen *Schaubühne*, über welche die Besitzer emsig hinwegliefen, einer den andern jagend.«

Zu Seldwyla herrscht die kindliche Ökonomie des Nicht-Habens, die sich allein auf Wechsel auf die Zukunft stützt, doch dieser allgemeinen genitalen Ökonomie des männlichen Kindes fehlt in ihrer Seldwyler Ausprägung gerade das sie legitimierende Wesentliche, die Zukunft. Die kindlich bleibenden Seldwyler haben kein Vaterideal, dem sie gleich werden könnten, wenn sie einmal »groß« sind. Es scheint recht eigentlich das Wahrzeichen dieser Muttergemeinde zu sein, daß es dort niemanden gibt, der für die Vaterrolle zuständig wäre (»anwesende« Väter von Söhnen kommen in den Seldwyler Erzählungen so gut wie gar nicht oder nur einmal in der schlimmen Ausprägung von »Romeo und Julia auf dem Dorfe« vor), da dort ja »kein Mensch etwas hat«. Sie bleiben große Kinder, denen ein munterer Verkehr gestattet ist, ohne daß sie etwas haben. Ein *Scheinverkehr*, der sich auf *Schaubühnen* abspielt (die Seldwyler gelten nicht zufällig im ganzen Land als die »ernsthaftesten«, vorbildlichsten Festorganisatoren und -teilnehmer), der weder auf wirklicher Produktion beruht, noch sie zu verantwortlichen Vätern macht, wenn sie wieder weitere Kinder zeugen. Im Grunde sind die Seldwyler Bürger als solche Künstler, Lebenskünstler in dem romantisch überheblichen Boheme-Selbstverständnis der Zeit Kellers, mit dessen Problematik sein Werk sich immer wieder auseinander setzt; in diesem Sinn entsprechen so höchst komische Figuren wie John Kabys oder die drei Kammacher als Akteure eines Satyrspiels ganz eng dem vorausgehenden ernsten *Grünen Heinrich*.

Des weiteren erfahren wir von Herrn Amrain, daß er »ein ansehnlicher Mann war, der eine ansehnliche Menge Fleisch, Fische und Wein verzehren mußte und mächtige Stücke Seidenzeug zu seinen breiten, schönen Westen brauchte, himmelblaue, kirschrote und großartig gewürfelte [...]«. Ursprünglich ein Knopfmacher, hat er »als er überhaupt den rechten Phäakenaufschwung genommen: die rote Sammetweste, die goldene Uhrkette und den Siegelring« sein sitzendes Handwerk aufgegeben und den Steinbruch, diesen einer Schaubühne verglichenen Spielort und Abenteuerspielplatz übernommen, den er, auch dank seiner unbedachten allzu großen politischen Beweglichkeit (später heißt es von ihm, er habe, als er um seine Frau warb, »in allem Flor eines jugendlichen Radikalismus gegläntzt, welchen er freilich mehr in der Weise handhabte wie ein Lehrling die erste silberne Sackuhr«) in schuldiger Zeit wieder verliert und sich vor den Forderungen seiner Gläubiger ins Ausland übers Weltmeer absetzen muß. Sorgen um ihn braucht sich der Leser nicht zu machen, denn:

»Man wird selten sehen, daß es großen, schweren Männern schlecht ergeht, weil sie eine durchgreifende und überzeugende Gabe besitzen, für ihren *anspruchsvollen* Körperbau zu sorgen, und die Nahrungsmittel können sich demselben nicht lange *entziehen*, sondern werden von dem Magnetgebirge des Bauches *mächtig angezogen*. So *fraß* sich der landflüchtige Amrain auch glücklich durch die Fernen [...]«.

Und nun geschieht das Unerwartete (»[...] nicht solche Geschichten, wie sie in dem beschriebenen Charakter von Seldwyla liegen« erklärt Keller ja erzählen zu wollen, »sondern einige sonderbare Abfällsel, die so zwischendurch passierten, gewissermaßen ausnahmsweise, und doch auch gerade nur zu Seldwyla vor sich gehen konnten«): Frau Regula »setzt ihren Fuß auf den Sandstein« und erklärt, »kraft ihres herzugebrachten Weibergutes« das Geschäft fortzuführen und die Gläubiger ihres Mannes befriedigen zu wollen. Sie gründet mit Hilfe eines tüchtigen Werkmeisters von außerhalb »zum ersten Male die Unternehmungen statt auf den Scheinverkehr auf wirkliche Produktion« und hat Erfolg, trotz aller Hindernisse, die sich ihr in den Weg stellen. Sie bezahlt die Schulden ihres Mannes und legt den Grundstein für ein stetig anwachsendes Vermögen, denn »es war nicht gegen sie aufzukommen, da sie als Frau und sparsame Mutter keine Ausgaben hatte, im Vergleich zu den Herren von Seldwyla«.

Erst an dieser Stelle und scheinbar beiläufig wird erwähnt, daß Frau Regula Mutter ist und als solche *sparsam*, als müßte das natürlicherweise zusammengehen. Die »sehr frische, große und handfeste Dame mit *kräftigen* schwarzen Haarflechten und *einem festen dunklen Blick*« hat von ihrem Manne »drei Buben von ungefähr zehn, acht und fünf Jahren, welche sie oftmals aufmerksam und ernsthaft betrachtete, darüber sinnend, ob dieselben auch wert seien, daß sie das Haus für sie

aufrechthalte, da sie ja doch Seldwyler wären und bleiben würden. Doch weil die Burschen einmal ihre Kinder waren, so ließ *die Eigenliebe und die Mutterliebe* sie immer wieder einen guten Mut fassen, und sie traute sich zu, auch in dieser Sache das Steuer am Ende anders zu lenken, als es zu Seldwyl Mode war.«

Und hier setzt die eigentliche Handlung der Geschichte ein, mit einer abendlichen Szene, als sie neben der Schlafkammer der Kinder über den Geschäftsbüchern sitzend, die Lampe nimmt, hinübergeht und die »schlafenden kleinen Gesellen« betrachtet und dabei »besonders den kleinsten Kerl ins Auge« faßt,

»der ihr am wenigsten glich. Er war blond, hatte ein *keckes Stumpfnäschen*, während sie eine *ernsthafte gerade, lange Nase* besaß, und statt ihres *strenggeschnittenen* Mundes zeigte der kleine Fritz *trotzig aufgeworfene* Lippen, selbst wenn er schlief. *Dies hatte er alles vom Vater*, und es war das gewesen, was ihr eben so wohlgefallen hatte, als sie ihn heiratete, und was ihr jetzt auch an dem kleinen Burschen so wohlgefiel und doch so schwere Sorgen machte. Wenn eine Gesichtsart einem einmal wohlgefällt, so hilft hiergegen kein Kraut; deswegen war Frau Amrain froh, daß der Alte weg war und sie ihn nicht mehr sah; aber er hatte ihr in dem jüngsten Kind ein treues Abbild seiner äußeren Art hinterlassen, welches sie nie genug ansehen konnte.«

Diese äußere Art, diese so wahrhaft Seldwyler Erscheinung, in die Regula sich ein für allemal verliebt hat, die sie »nicht genug ansehen« kann, ist eine kindliche. Amrain und sein ihm aus dem Gesicht geschnittenes Söhnchen besitzen in ihrer reizvoll sinnlichen Körperlichkeit die Anziehungskraft des Kindlichen, etwas *Wonniges*, wie der Wortgebrauch es solchen Kindern ja zuschreibt. Regula Amrain, die Dunkle, die strenge, herbe Schönheit mit der langen geraden Nase, die was an ihr üppig ist, das Haar, in feste Flechten gebändigt hat, ist unwiderstehlich und wider alle bessere Vernunft angezogen von dem, was sie nicht ist und sich nicht zu sein gestattet, dem Weichen, Blondem, Rosigen, Wonnigen, dem zugleich der Trotz, also die Auflehnung gegen die *Regel*, in die Züge eingeschrieben ist. Amrain hat sie vom festen Boden ihrer Prinzipien (steht nicht anschaubar in den verschiedenen Arten der Gesichtsbildung Realitätsprinzip gegen Lustprinzip?) nach Seldwyla fortgelockt, *verführt*. Sie hat gegen ihn nichts ausrichten, ihn nicht lenken können, weil sie ihm als Frau anhing, »hiergegen hilft kein Kraut«. Doch nun ist er fort, abwesend, und ihre in ihrem eigenen Namen festgeschriebene Regel ist wieder in Kraft getreten. Sie ist froh, daß sie ihn nicht mehr sieht, denn sie ist sich bewußt, daß ihre Verliebtheit im Konflikt zu ihren Idealen vom rechten Leben stand, nach denen sie als Frau nur einem wirklich Stärkeren gegenüber schwach werden, nicht einem reizvollen Scheinmannsbild kindlicher Lebens- und Sinnenlust hätte unterliegen dürfen.

Die Bedingung dafür, daß sie eine ideale Mutter abgeben kann,

die Mutter, die ein Sohn sich gewünscht hätte, ist also im Text eine doppelte: sie muß durch die Körperlichkeit dieses Sohnes angezogen sein (ihn nie genug ansehen können), und sie muß doch die Stärke besitzen, ihm etwas versagen zu können, was heißt, daß sie die Gefahr blinder Verliebtheit, die ein Außer-Kraft-Setzen ihres Ichideals bedeuten würde, zu erkennen und ihr zu begegnen weiß. In der Tat sind die entscheidenden Szenen der Erzählung ganz aus dem Blick, dem »festen, dunklen Blick« Frau Regels heraus entwickelt. Der ersten mit der Lampe in der Schlafkammer der Kinder (klingt nicht Psyche an, die den schlafenden Amor betrachtet und sich so um die Erfüllung ihrer Liebeswonnen bringt, mit diesem Sehenwollen bereits in den Bereich des Mangels und der Sorge eingetreten ist?) folgt die zweite noch an demselben Abend, als Frau Regel nebenan in der Stube von dem tüchtigen, schlaun Werkmeister, der ihr schon lange rät, sich von dem flüchtigen Amrain scheiden zu lassen, bedrängt wird, sich ihm hinzugeben, und »die brave Frau«, mit ihm ringend, »peinvoll zwischen ihrer in der Kammer dreifach schlafenden Sorge und zwischen dem heißen Anstürmen des wachen Lebens« schwebt. Gerade ist sie soweit, daß ihr Widerstand sich lockert (»ihr Blut floß so rasch und warm wie eines«), gerade scheint dem Werkmeister der Sieg greifbar nahe, als »eine unerwartete Hilfe« erscheint:

»Denn mit dem bangen, zornigen Ausruf: »Mutter! Es ist ein Dieb da!« sprang der jüngste Knabe, der kleine Fritzchen, in die Stube und glich vollständig einem kleinen Sankt Georg. Seine goldenen Ringellocken flogen um das vom Schläfe gerötete Gesicht; feurig blickten aber die blauen Augen in lieblichem Zorn, und mutig warf sich der trotzige Mund auf. Das kurze schneeige Hemdchen flatterte wie die Tunika eines Kreuzfahrers, und in den nackten Ärmchen schwang der kleine Rittersmann eine lange Gardinenstange mit dickem, vergoldetem Knopf, den er auch mit aller erdenklichen Kraft dem aufspringenden Werkmeister auf den Kopf schlug [...].«

Als dieser sich verlegen zurückgezogen hat, »stand sie tief aufatmend und nachdenklich mitten in der Stube, das tapfere Kind auf dem Arm, welches das linke Ärmchen um ihren Hals schlang und mit dem rechten Händchen die *lange Stange* mit dem glänzenden Knopf, die es noch immer umfaßt hielt, gegen den Boden stemmte.« Auch dieses Fritzchen »hält die Stange«, wie es in Seldwyler »Herrlichkeit« bei der munteren Jugend Brauch ist, aber hier hat das Bild die bezaubernde Qualität der Madonnen mit Knäblein eines Raphael oder Leonardo da Vinci. Die Mutter die heilige Jungfrau? Die praktische Gardinenstange (wo hat er sie übrigens aus seiner dunklen Kammer so schnell hergezaubert? Sie scheint ihm recht eigentlich durch Kellers vielbeschworene »Reichsfreiheit der Poesie« in die Händchen gedrückt worden zu sein) wird ja in dieser äußerst schlagfertigen Gardinenpredigt zur Lanze des Drachentöters, des Heiligen, der die Jungfrauen vor dem Zerrissenwerden

bewahrt. Der Drache, vor dem er seine Mutter rettet, ist nicht so sehr der profitlich verliebte, drängende Werkmeister, sondern die Versuchung, »nicht dem verwegenen und frechen Andringling, sondern sich selbst zu *gewähren*, was ihr Lust und Erfrischung bringen könne; die Dinge gingen zu Seldwyla vielleicht so oder so ihren Weg!« »Der Dieb«, den Fritzchen vertreibt, ist das Frau Regel als Idealmutter bedrohende Seldwyler Lustprinzip, das ihr den Charakter nehmen würde.

»[...] wer verfolgt die geheimen Wege der Fähigkeiten, wie sie im Menschenkind sich verlieren? Als er den Werkführer recht wohl erkannt: wer lehrte den kleinen Bold die unbewußt blitzschnelle Heuchelei des Zartgefühles, mit der er sich stellte, als ob er einen Dieb sähe, und die ihn so unbefangen den Widersacher vor den Kopf schlagen ließ?«

Der Dieb, den Fritzchen vorschützt, bedeutet, daß es bei der Mutter etwas zu stehlen gibt, daß sie *etwas hat* und daß er, der Widersacher und Mann nichts hat (in der Tat ist ja der Werkmeister auf das Geschäft aus). Und genau dieser Gedanke spricht sich in dem Vorsatz Frau Regels aus, als sie »aufmerksam in das Gesicht des Kindes« gesehen und es »mit Küssen bedeckt« und dann noch einmal die beiden anderen Kinder, die in Gegensatz zu dem Jüngsten ihr gleichen, aber »Nachtmützen« sind, die den Auftritt verschlafen haben, betrachtet hat. Sie »legte das Kind in sein Bettchen zurück, deckte es zu und beschloß, von Stund' an alle ihre Treue und Hoffnung auf den kleinen Sankt Georg zu setzen und ihm seine junge Ritterlichkeit zu *vergelt*en.« Und sie »hielt ihr Wort und erzog ihn so, daß er ein braver Mann wurde in Seldwyl und zu den wenigen gehörte, die *aufrecht* blieben, solange sie lebten.«

Was »hat« sie nun aber, diese Mutter? Sie hat, wie Keller sagt, Charakter, also ein prächtig funktionierendes Ichideal:

»sie erzog eigentlich so wenig als möglich, und das Werk bestand fast lediglich darin, daß das junge Bäumchen, so vom gleichen Holze mit ihr war, eben in ihrer Nähe wuchs und sich nach ihr richtete.« – »Ohne dessen freie Bewegungen einzeln zu hindern, hatte sie den Kleinen viel um sich, so daß er ihre Manieren und ihre Denkungsart annahm und bald von selbst nichts tat, was nicht im Geschmacke der Mutter lag.«

»Sollte man fragen, worin denn bei dieser leichten Art und Mühelosigkeit ihre besondere Treue und ihr Vorsatz bestand, so wäre zu antworten: lediglich in der zugewandten Liebe, mit welcher sie *das Wesen ihrer Person* dem seinigen *einprägte* und sie *ihre Instinkte* *die seinigen werden* ließ.«

In dem Exkurs über die Erziehung wird nun hauptsächlich die Ökonomie beschrieben, deren Gesetze für Frau Regel gelten, das rechte Maß der Ansprüche in bezug auf Nahrung, Kleidung und Geld, aber auch die Ökonomie der Sprache, in der eine phantastische Lüge um ihrer selbst willen harmlos sein darf, aber keine Prahlerei oder Heuchelei

toleriert wird. Doch so bedenkenswert diese Ausführungen sind – man möge sie nachlesen –, hier stellt sich eine wesentliche Frage, die Keller explizit nicht in den Sinn zu kommen scheint, und die die Erzählung doch ausdrücklich aufwirft und beantwortet: Wie gelingt es einer solchen starken *Frau* aus ihrem Kind, dem sie »das Wesen ihrer Person« einprägt, einen *Mann* werden zu lassen, einen nicht nur im moralischen Sinne »aufrechten« Mann? In der Tat

»blieb die Zeit nicht aus, wo sie allerdings einige vorsätzliche und kräftige Erziehungsmaßregeln anwenden mußte, als nämlich der gute Fritz herangewachsen war und sich für allbereits erzogen hielt, die Mutter aber erst recht auf der Wacht stand, da es sich nun entscheiden sollte, ob er in das gute oder schlechte Fahrwasser einlaufen würde.«

Als Fritz achtzehn ist, meldet sich die Sexualität, er wird verlegen in Gegenwart junger Frauen und »verschlingt« (das mit den Seldwyler Männern verbundene Motiv der Potenz als »Oralem«, des »mächtigen« Seldwyler Appetits klingt an) sie heimlich mit den Augen. Und Frau Regel sagt »sogleich in ihrem Herzen: Also da willst du hinaus, du Schuft?« Und ihr, die »ihre schwarzen Augen offen hielt und mit zorniger Bangigkeit aufmerkte«, wird denn auch prompt ein überraschender Anblick zuteil. Sie hat sich aufgemacht, um ihren Sohn, der, wie in Seldwyla der Brauch, scherzhaft verkleidet auf ein rauschendes Seldwyler Hochzeitsfest gegangen ist, vor Versuchungen zu beschützen. Sie sucht ihn vergeblich in den verschiedenen Sälen, gerät auf eine Galerie und an ein Fenster, das nach innen, auf ein tieferliegendes »altes gotisches Gemach« geht und lüftet den Vorhang ein wenig, um dort hinein zu spähen. Sie sieht einen kleinen Kreis der leichtsinnigsten, übelst beleumundeten Damen des Ortes mit ihren Verehrern in traulichem Spiel, und -:

»Nachdem Frau Amrain die Beschaffenheit dieses weiblichen Kreises erkannt, wollte sie eben Gott danken, daß ihr Sohn wenigstens auch da nicht zu erblicken sei, als sie noch eine weibliche Gestalt zwischen ihnen entdeckte, die sie im ersten Augenblicke nicht kannte, obgleich sie dieselbe schon gesehen zu haben glaubte. Es war ein großes, prächtig gewachsenes Wesen von amazonenhafter Haltung und mit einem kecken blonden Lockenkopfe, das aber hold verschämt und verliebt unter den lustigen Frauen saß und von ihnen sehr aufmerksam behandelt wurde. Beim zweiten Blick erkannte sie jedoch *ihren Sohn und ihr violettes Seidenkleid zugleich* und sah, *wie trefflich ihm dasselbe saß*, und mußte sich auch gestehen, daß er ganz geschickt und reizend ausgeputzt sei. Aber im gleichen Augenblicke sah sie auch, wie ihn seine eine Nachbarin küßte, infolge irgendeines Unterhaltungsspieles, das die fröhliche Gesellschaft eben beschäftigte, und wie er gleicherzeit die andere Nachbarin küßte, und nun hielt sie den Zeitpunkt für gekommen, wo sie ihrem Sohne den Dienst, welchen er ihr als fünf jähriges Knäblein geleistet, erwidern konnte.«

Sie bittet Fritz, sie nach Hause zu begleiten, und:

»als er sich dazu ganz bereit erklärte, flüsterte sie ihm aber mit strengem Tone zu: ›Wenn ich von einem Weibe will begleitet sein, so konnte ich die Grete hier behalten, die mir hergeleuchtet hat! Du wirst so gut sein und erst heimlaufen, um Kleider anzuziehen, die dir besser stehen als diese hier!« Zu Hause zerreißt sie ihr violettes Staatskleid in Stücke. »Wie werde ich [...] ein Kleid ferner tragen, in welchem mein Sohn unter liederlichen Weibern gesessen hat, selber einem gleichsehend?« Und sie brach in Tränen aus und hieß ihn zu Bette gehen.« – »Es wurde kein Wort mehr darüber gesprochen;« – genau parallel zu der Sankt Georg-Szene – »aber Fritz war für einmal gerettet, denn er schämte sich vor seiner Mutter mehr als vor der ganzen übrigen Welt.«

Es geht nun alles gut, denn bald darauf nähert sich Frau Regel ihrem Sohne, »als er mit seinem *Vesperbrote*« – also noch mit der kindlichen oralen Befriedigung – »sich unter eine schattige Rebenlaube gesetzt hatte hinter dem Hause, von wo man zum Tal hinaus in die Ferne sah nach blauen Höhenstrichen, wo andere Leute wohnten, sie legte ihren Arm um seine Schultern, sah ihm freundlich in die Augen und sagte: ›Lieber Fritz! Sei mir jetzt nur noch zwei oder drei Jährchen brav und gehorsam, und ich will dir das schönste und beste Frauchen verschaffen aus meinem Ort, daß du dir was darauf einbilden kannst!« – »eine von guter und schöner Art; aber nur wenn du sie verdienst; denn ich werde mich hüten, eine rechtschaffene Tochter hierher ins Elend zu bringen!« Damit küßte sie ihren Sohn, wie sie seit undenklicher Zeit nicht getan, und ging ins Haus zurück.« Von Stund' an denkt Fritz nur noch an diese versprochene Frau, kommt der Mutter aber zuvor und sucht sie sich in deren *Heimatort* selbst, und sie kann »den Geschmack und das Urteil des Sohnes nur loben und ebenso dessen ungetrübte Treue und Fröhlichkeit, mit welcher er dem erwählten Mädchen anhing, so daß sie sich aller weiteren Zucht und aller Listen endlich enthoben sah.«

Das eigentliche Werk ist vollendet. Die beiden weiteren Male, in denen Frau Regel als Erzieherin aktiv eingreift, betreffen Fritzens politische Haltung, sein Verhalten im Gemeinwesen. Das eine Mal besteht ihr Eingreifen in einem Nicht-Eingreifen, sie löst ihn nicht aus dem Gefängnis eines Nachbarkantons aus, wo er für sein unbesonnenes Verhalten bei Erbsensuppe (eine arge Strafe für einen Seldwyler!) einsitzen muß, das andere Mal hält sie ihm über die Verantwortlichkeit der Männer in der Verwaltung der Republik die einzige lange Rede ihres Lebens und zwingt ihn, zu den Wahlen zu gehen. Dann ist Fritz, der inzwischen die Leitung des Familienbetriebs übernommen und auch schon Kinder hat, ein wirklich erwachsener Mann, und der Abwesende, der »Alte«, der Vater kann zurückkommen. Weinend fällt Frau Regel ihrem Sohn mit dieser Nachricht um den Hals.

»Wo kommt er denn her? Was will er, wie sieht er denn aus, was will er denn?« sagte

Fritz, und die Mutter erwiderte: »Er scheint irgendein Glück gemacht und was erschnappt zu haben und nun kommt er mit Gebärden dahergefahren, als – ob er *uns in Gnaden auf-fressen* wollte!« –

Aber sie mahnt auch: »Nun, er soll *uns* nichts anhaben! Sei nur freundlich gegen ihn, *wie es einem Kinde zukommt!*« Und dann eilt sie, um »auf einem anderen Wege« gleichzeitig mit Fritz in die Stube zu treten, »denn das dünkte sie nun der beste *Lohn und Triumph* für alle Mühsal, *zu sehen, wie ihrem Manne der eigene Sohn, den sie erzogen, entgegen-trat.*« Und nach dem Triumph dieses Anblicks, der sich ihr bietet, *sieht* sie auch, daß ihr Mann »sich elend fühlte, und mußte sein Elend achten. Sowie sie aber wieder etwas an ihm achten konnte, kehrte ihre Liebe augenblicklich zurück.« Sie nimmt ihn wieder auf in das Haus, das inzwischen das ihre und das ihres Sohnes ist (die beiden andern Brüder sind in fremde Gemeinden gezogen).

Und so endet die Geschichte damit, daß in einer pikanten Ver-kehrung des gewohnten Laufs der Dinge

»der alte Herr [...] sich von da an von seinem wohlerzogenen Sohn nachträglich noch ein bißchen erziehen und leiten [ließ] ohne Widerrede und ohne daß der Sohn sich eine Unkindlichkeit zuschulden kommen ließ. Aber der *seltsame Kursus* dauerte nicht einmal sehr lange, und der Alte ward doch noch ein gelassener und zuverlässiger Teilnehmer an der Arbeit, mit manchen Ruhepunkten und kleinen Abschweifungen [...].«

Was ist nun die Moral von der Geschichte, die man ja wie ein Handbuch für den richtigen Umgang einer Mutter mit einem Sohn lesen könnte? Großartigerweise eine ganz andere, als es scheint, nämlich überhaupt keine: die Geschichte ist so schön und so beglückend, weil sie ein verwegener ödipaler Wunschtraum eines männlichen Wesens ist. Eine Mutter zu haben, die »etwas hat«, die »kraft ihres Weibergutes« die Mängel und Verfehlungen des Vaters gutzumachen versteht, eine Mutter, die wieder zur Jungfrau geworden ist (die Mutter ist eine Heilige), sie allein zu besitzen als ihr keuscher Ritter, der sie vor den Versuchungen des Triebes bewahrt, ihr Jüngster und Liebling zu sein wie im Märchen, die Rivalen in ihrer Liebe, den Vater und die anderen Geschwister, schuldlos loszuwerden, und dann nach treuem Dienst eine junge Ausgabe dieser Mutter zur Frau zu bekommen, Vater zu werden und die Mutter dann ihrem Mann wieder zuführen zu dürfen und ihr diesen Mann nach dem eigenen Vorbild zu erziehen, der Mutter zurückzuschenken, was sie einem gegeben hat, ein Sohn sein zu dürfen, der frei von Schuld ist. Ein ödipaler Traum eines in manchem Sinne sich klein fühlenden Mannes von dem Glück, das eine Mutter zu spenden vermöchte, wenn sie und der Sohn, die aus demselben poetischen Holze geschnitzt sind, leibhaftig wären. Und daher unentscheidbar auch von dem Glück, das es für einen Mann bedeutet, sich vorzustel-

len, eine Mutter zu sein. Eigenliebe und Mutterliebe an demselben Strang, konfliktlos, vereint in einem gemeinsamen Ichideal, das den mangelnden Vater vollkommen ersetzt. Die scheinbar erzieherischste, moralischste Geschichte der »Leute von Seldwyla« ist die am kühnsten und offensten einem Wunschtraum entsprungene, wie sie freilich nur an diesem wonnigen, sonnigen Ort der Kellerschen Dichterphantasie »vor sich gehen« konnte. Nicht von ungefähr beharrt der letzte Satz der Erzählung in einer letzten, machtvollen und rührenden Setzung auf dem dichterischen Wurzelboden der großen, aber nie erwachsenen Kinder, dem sie entsprungen ist und der bei Keller einen Namen hat:

»Sie lebten alle zufrieden und wohlbegütet, und das Geblüt der Frau Regula Amrain wucherte so kräftig in diesem Hause, daß auch die zahlreichen Kinder des Fritz vor dem Untergang gesichert blieben. Sie selbst streckte sich, als sie starb, im Tode noch stolz aus, und noch nie ward ein so langer Frauensarg in die Kirche getragen und der eine so edle Leiche barg zu *Seldwyla*.«

